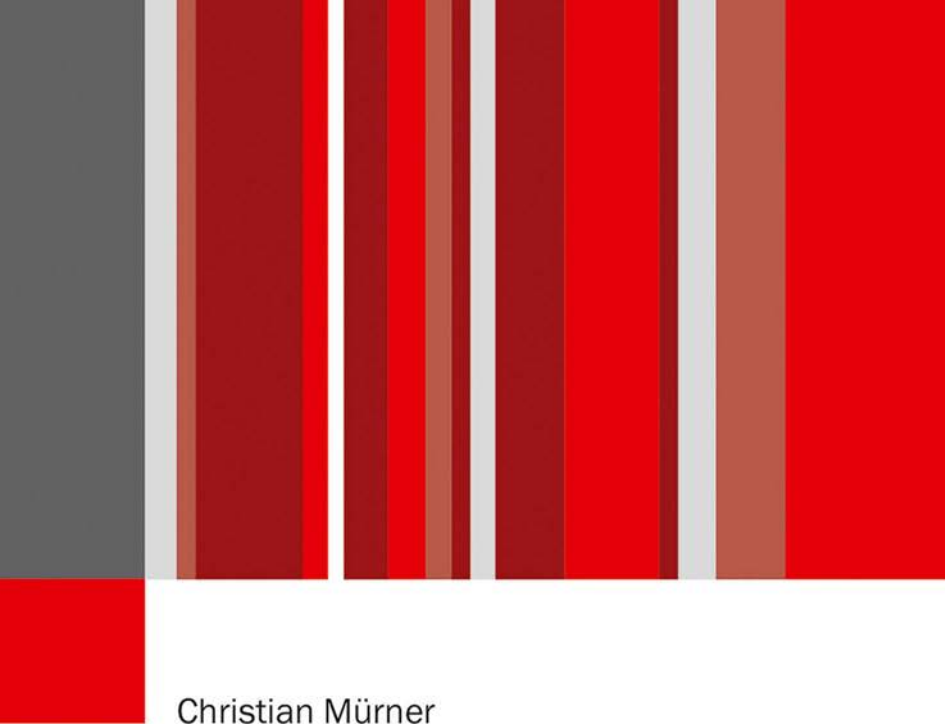




Christian Mürner

Autobiografie und Behinderung

Markante Lebensberichte
seit 1950

BELTZ JUVENTA

Christian Mürner
Autobiografie und Behinderung

Christian Mürner

Autobiografie und Behinderung

Markante Lebensberichte
seit 1950

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Christian Mürner, geb. 1948 in Zürich, seit 1977 in Hamburg, Dr. phil., freier Autor und Behindertenpädagoge; Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Instituts Mensch, Ethik und Wissenschaft in Berlin; Lehraufträge an der Universität Innsbruck und der Hochschule für Heilpädagogik Zürich.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-3783-8 Print

ISBN 978-3-7799-4810-0 E-Book (PDF)

1. Auflage 2018

© 2018 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Teil I

Aktualität, Intention, Begriffsklärung 9

Teil II

Überlegungen zur Auswahl:

Paratext, Sinnbild, Tabelle 17

Titel, Untertitel, Klappentext und Text
auf der Umschlagrückseite 20

Umschlaggestaltung 23

Tabelle 24

Teil III

Autobiografien und autobiografische Sachbücher
seit 1950: 55 Kurzrezensionen 35

Harold Russell, 1950 37

Zenta Maurina, 1953 40

Christy Brown, 1956 42

Earl R. Carlson, 1960 46

Jacques Lusseyran, 1966 48

Karl Jaspers, 1967 50

Christa Schlett, 1970 53

Adrien Turel, 1976 56

Ursula Eggli, 1977 59

Jürgen Hobrecht, 1981 62

Jürgen Knop, 1981 64

Franz Christoph, 1983 67

Ortrun und Erhard Schott, 1983 71

Peter Radtke, 1985 74

Christopher Nolan, 1987 77

Udo Sierck, 1989 79

John M. Hull, 1990 82
 Hanns Dieter Hüsch, 1990 84
 John Callahan, 1992 86
 Fredi Saal, 1992 88
 Birger Sellin, 1993 90
 Paul Feyerabend, 1995 92
 Erwin Riess, 1996 95
 Susanne Schäfer, 1997 98
 Hirotada Ototake, 2000 100
 Alexandre Jollien, 2001 102
 Gérald Métroz, 2002 105
 Wolfgang Weber, 2002 107
 Maria Hensler, 2004 109
 Thomas Quasthoff, 2004 111
 Rainer Schmidt, 2004 113
 Alison Lapper, 2005 115
 Fiona Bollag, 2008 117
 Maximilian Dorner, 2008 119
 Franz-Joseph Huainigg, 2008 121
 Tilmann Kleinau, 2009 123
 Sarah Neef, 2009 125
 Carlos Barroso, 2010 127
 Klaus Kreuzeder, 2010 129
 Ines Kiefer, 2011 131
 Susanne Krahe, 2011 133
 Nick Vujicic, 2011 135
 Gregor Loevenich, 2012 137
 Philippe Pozzo di Borgo, 2012 139
 Dergin Tokmak, 2012 141
 Roland Walter, 2012 143
 Alexander Görsdorf, 2013 145
 Stephen Hawking, 2013 147
 Josef Müller, 2013 149
 Raúl Aguayo-Krauthausen, 2014 151
 Matthias Berg, 2014 153

Pamela Pabst, 2014 155
Sebastian Urbanski, 2015 157
Heidi Fischer, 2016 159
Jen Bricker, 2017 161

Teil IV

Kompakte längere Textpassagen 163

Zu Selbstkritik und Konkurrenz,
Selbstverständlichkeit und Ausnahmesituation,
Verletzlichkeit und Widerstandskraft 163
Adrien Turel, 1976 165
Ortrun Schott, 1983 167
Hanns Dieter Hüsch, 1990 168
Gérald Métroz, 2002 169
Tilmann Kleinau, 2009 171
Susanne Krahe, 2011 172
Heidi Fischer, 2016 173
Mirjam Brandenberger, Andreas Meyer,
Lea Fadenlauf und Simon Diriwächter, 2015 174

Teil V

Theoretische Konzepte 179

Autobiografie, Identität, Verkörperung, Differenz,
Ambivalenz, Individualität, Interpretation 179
Autobiografie und Behinderung 179
Verkörperte Differenz 184
Verkörperte Ambivalenz 187

Teil VI

Schlussbemerkungen: Perspektiven,
Lebensstil und Standpunkt 193

Literaturverzeichnis 201

Anmerkungen 208

Teil I

Aktualität, Intention, Begriffsklärung

Die Aktualität der Autobiografien und der autobiografischen Sachbücher von Autorinnen und Autoren mit Behinderung liegt in Lebensstil, Standpunkt, Inhalt und Form. Ihre Sammlung ergibt ein Panorama markanter, selbstbewusster Lebensgeschichten. Autobiografien sind kein Privileg von Politikern und Prominenten, obwohl die entsprechenden Auslagen und Abteilungen der Buchhandlungen es heute oft so darbieten.

Lange Zeit werden Autobiografien in einer „Randzone der Literatur“ angesiedelt. Sie haben weniger Geltung als ein Roman und auch nicht den Rang eines Sachbuchs, weil sie als subjektive und als historisch unzuverlässige Darstellungen gelten. Die Lehrpläne der Schulen berücksichtigen kaum autobiografische Werke. Der französische Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune sagt aber: „Jeder Mensch trägt so etwas wie eine ständig überarbeitete Rohfassung seiner Lebensgeschichte in sich. Einige, mehr als man denkt, arbeiten diese Rohfassung aus und schreiben.“¹ Die Veröffentlichung von Autobiografien verändert sich in modernen Gesellschaften. Von einer wenig anerkannten literarischen Form wird sie zu einem beliebten und anthropologisch bedeutsamen Anliegen. Genauso betrifft dies die Lektüre und das kritische öffentliche Interesse.

Die Lebensberichte von Autorinnen und Autoren mit Behinderung sind kulturgeschichtlich relevant. Eine Überblicksdarstellung, Zusammenstellung sowie Kommentierung zur Information und zu bemerkenswerten spezifischen Aspekten ist von allgemei-

ner Bedeutung. Zugleich steht jede dieser Autobiografien für sich, weil sie eine konkrete Erfahrung mit Behinderung und deren Versprachlichung als Metaphorik der Verkörperung sowie Verschriftlichung repräsentiert. Die Intention ist hier, dass der allgemeine Begriff Behinderung,² der sich im 20. Jahrhundert herausbildet, durch authentische Äußerungen markiert, dokumentiert und bezeugt werden kann.

Merkwürdig ist, dass die Geschichte der Menschen mit Behinderung und ihrer körperlichen und kognitiven Erscheinungen bisher kaum größere Beachtung fand. Das mag sich in den letzten Jahren durch die sich weiter etablierenden, neuen kulturgeschichtlichen Studien zu Behinderung, durch den Ansatz der „Disability Studies“ und der „Disability History“ geändert haben. Deren kulturgeschichtliche, pädagogische und soziale Dimension besteht darin, verborgene, weitgehend „unbekannte“ und „andere Geschichten“³ zu Behinderung zu erzählen und zu sammeln, um perspektivische Identifizierungs- und Interpretationsmöglichkeiten zu schaffen. Die Art und Weise subjektiven Befindens in Wechselbeziehung zu den objektiven Befunden bringen am besten Autobiografien behinderter Autorinnen und Autoren zum Ausdruck. Es lassen sich an diesen autobiografischen Erzählungen oft emanzipatorische Prozesse beobachten. Durch die Übergänge und Umgestaltungen von Abhängigkeitsverhältnissen entstehen verstärkt selbstbestimmte Initiativen, auch mit Assistenz. Sie stellen das Ambivalente von exklusiven zu inklusiven, von unabwendbaren zu offenen Situationen dar.

Bei bestimmten Autobiografien zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist in der Gattungsgeschichte weiter die Rede von deren „Randständigkeit“, von Lebens- und Erfahrungsberichten abseits der Norm. Gemeint sind Bücher von Personen, die im literarischen Blickfeld damals als Außenseiter betrachtet wurden: einfache Leute, Arbeiter, Bauern, psychisch Kranke, Gefängnisinsassen und – Frauen.⁴ Man geht davon aus, dass bei diesen Protagonisten die Beschreibung und der Umgang mit den besonderen Erfahrungen

in der Lebensgeschichte vorrangig sind gegenüber der Literatur. Unberücksichtigt bleibt, dass vielleicht auch eine besondere literarische Ausdrucksweise manifestiert wird.

Charakterisiert man die Darstellung der Behinderung in einer Autobiografie als Besonderheit oder Andersartigkeit, gerät sie in den Zusammenhang der gerade gekennzeichneten Randständigkeit. Erleben sich Personen dabei als anders als andere oder widerfahren ihnen bestimmte unvorhergesehene Einschnitte oder alltägliche Einschränkungen in ihrer Lebensweise, erscheint dies als erwartungswidrige Erfahrungen. Präsentiert sich eine behinderte Autorin als Heldin, ein behinderter Autor als Held? Seine Lebensgeschichte zu veröffentlichen, kann schließlich als „soziales Handeln“ bezeichnet werden, in Bezug auf die Rolle einer Behinderung lässt sich auch von der „Verkörperung der Differenz“ sprechen.

Die genannten Disability Studies, die erstmals 2001 in Deutschland im Rahmen der Ausstellung „Der (im)perfekte Mensch“ vorgestellt werden, beschreiben markante Phänomene, Einschränkungen oder Auffälligkeiten, die gewöhnlich als „Behinderungen“ erscheinen, als „verkörperte Differenz“. Diese Begriffsbildung zieht allerdings nicht allein einen „abweichenden“ Körper in Betracht, sondern es werden auch die als „psychisch“, „kognitiv“ oder „intellektuell“ zugeschriebenen Beeinträchtigungen metaphorisch, in kultureller Dimension, als „verkörpert“ verstanden. „Verkörpert“ heißt ebenfalls, dass das Auffallende eines Körpers oder einer Person nicht etwa zur Schau gestellt wird, sondern als kulturelle Konstruktion oder Inszenierung begriffen werden kann. Die Beschwerde, dass man behindert *wird*, schließt nicht aus, dass Beeinträchtigungen auch Beschwerden zur Folge haben können. Dies kann „verkörperte Ambivalenz“ genannt werden. „Verkörperte Ambivalenz“ ist eine Analogiebildung zu „verkörperte Differenz“.⁵ „Behinderung“ ist dementsprechend keine eindeutige Kategorie, ihre Ambivalenz besteht vor allem im medizinischen und behindertenpädagogischen Umgang der Hilfsbemühung oder sozialen Arbeit, die unterstützend wirken, unter Umständen auch

Entmündigungen zur Folge haben können. Die Ambivalenzerfahrung behinderter Personen spiegelt sich in der Abhängigkeit und dem Autonomiebestreben, dem Behindertsein und dem Behindertwerden.

In den letzten Jahren werden Menschen mit Behinderungen zunehmend offensiver und direkter in Text und Bild präsentiert. Die Betroffenen haben dies selbst initiiert oder aufgenommen. Ist dies ein medien- und kulturgeschichtliches Phänomen? Kann es als Fortschritt aufgrund der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung verstanden werden oder steht es an der Grenze einer verletzenden Unzulänglichkeit? Nicht die Kategorisierungen der Behinderungen (ob von Geburt an, durch eindeutige Diagnose oder durch Unfall) sind entscheidend, sondern die Darstellung der Selbsterfahrungen und des Umgangs mit der Behinderung soll auf- und ernstgenommen, in Aspekten charakterisiert und deren kultureller Dimension verdeutlicht werden.

„Kultur, das sind die anderen“⁶ – die eigene Lebensweise scheint stets selbstverständlich, die der anderen Menschen dagegen ethnisch oder kulturell außergewöhnlich zu sein. Kulturelle Perspektiven sind das Leitinteresse in den Forschungszweigen der Gender Studies oder von Community Care, was früher Fürsorge hieß. Kultur ist nichts Äußerliches, das erlaubt, sich über andere zu stellen, nichts, an dem man selbst nicht beteiligt wäre. Die Dimension der Kulturgeschichte hat symbolischen Einfluss auf die Lebensgeschichte. In der Realisierung kann die Person sich anpassen oder abheben mit dem persönlichen Entwicklungsverlauf, sich gegenüber dem Lebensweg zweifelnd, relativierend oder reflektierend verhalten. Die Disability Studies führen die Position der Eigenständigkeit weiter aus. Diese ließe sich kurz im Sinn einer konkreten Situation mit dem Satz von Fredi Saal zusammenfassen, dem auch ein Abschnitt in diesem Buch gewidmet ist: „Warum sollte ich jemand anderes sein wollen?“ Hier lässt sich auch der inzwischen bekannte sozialpolitische Slogan der Behindertenbewegung „Nichts über uns – ohne uns“ anfügen.

Wie schreiben behinderte Autorinnen und Autoren selbst über ihre Erfahrungen und ihr Leben? Welches sind die Leit motive? Was ist die Motivation für die Abfassung einer Autobiografie oder eines autobiografisch orientierten Sachbuchs mit dem thematischen Schwerpunkt der Darstellung und Erfahrung mit Behinderung? Folgende, sich z. T. überschneidende Beweggründe und Brennpunkte können genannt werden:

- *Information*: zur eigenen Behinderung und dem Umgang mit ihr, Benennung der Barrieren, sachlich und polemisch, bis zur Anklage, kämpferisch, offensiv, problematisiert und rekonstruiert im sozialen Rahmen
- *Dokumentation*: einer bestimmten Lebensphase, Protokoll, Tagebuch
- *Aufklärung*: der nichtbehinderten Personen, pädagogische Intention
- *Beispiel*: für andere behinderte Personen, zur Nachahmung empfohlen, Vorbild, aber auch schlechtes Beispiel
- *Wahrheitsanspruch*: in einem persönlichen Sinn, Zeugnis, Augenzeugenschaft, Offenheit, Bekenntnis
- *Selbstdarstellung*: Innenperspektive, Authentizität, Qualifikation, Lebensleistung, Emanzipation.

Nicht unmittelbar zur Motivation zähle ich einen möglichen Anstoß von außen im Sinn einer therapeutischen Absicht. Anders stellt sich die Problematik einer partizipativen oder kooperativen, einer sogenannten „kollaborativen Autobiografie“⁷ dar. Kann jemand seine Lebensgeschichte nicht selbst niederschreiben, diktiert sie z. B., erzählt sie einer anderen Person oder ist auf eine weitere Person angewiesen, die das Notieren übernimmt, ändert dies an der Autorschaft kaum etwas, denn man kann demjenigen, der die fremde Lebensgeschichte aufschreibt, nicht unterstellen, dass er alles ändert oder verfälscht wiedergibt, auch wenn er sich aktiv für den Autor engagiert. Eine Beeinflussung ist auch beim Selbstschreiben denkbar.

Wie anders kann man ohne Arme und Hände schreiben? Mit dem Computer, mit Diktiergerät oder einer anderen Person? Im Prinzip kann eine Autobiografie, die in Zusammenarbeit der Hauptperson mit einer anderen oder mit mehreren schreibend Mitwirkenden entsteht, die Grenze zwischen den Gattungen Biografie und Autobiografie verwischen. Vor allem dann, wenn der Einfluss und die Einwirkung der Beteiligten auf den Betroffenen nicht benannt werden, wie bei einem geheim gehaltenen Ghostwriter eines Prominenten. Allerdings lässt sich auch sagen, dass jede Autorin oder jeder Autor sich gewissermaßen wie sein eigener Ghostwriter seines Lebensberichts verhält. Verlage (und auch gewisse Autorinnen und Autoren) legen in der Regel die Beteiligung anderer lieber nicht offen, die Mitarbeit oder das Lektorat wird heruntergespielt. Dies ist auch kaum von außen kontrollierbar, höchstens mutmaßlich ablesbar an der Gegenwartsform und der Dramatisierung durch direkte Rede von weit zurückliegenden Ereignissen, die, was anzunehmen ist, in dieser Form kaum protokolliert wurden, also im Sinn einer quasi dokumentierten „Fallgeschichte“ nachträglich inszeniert oder arrangiert werden. Dies mag einfallsreich erscheinen und wenn es in der Ich-Perspektive erzählt wird, den Anreiz und die Popularität der Darstellung erhöhen, um ein „größeres Publikum“ zu erreichen, was der Autorin, dem Autor und dem Verlag zugutekommt.

Man spricht von „Heterobiografien“ als denjenigen Autobiografien, die in Zusammenarbeit entstehen, vor allem in Zusammenarbeit eines „Nicht-Schreibers“, der sie einem, der sie aufschreibt, diktiert oder erzählt. Lejeune bemerkt, dass diese Lebensberichte „in den Augen des Lesers [...] einen besonderen Wert“ erhalten, da sie „aus einer anderen Kultur als der eigenen stammen (oder zumindest so *wahrgenommen* werden), einer Kultur, der das Schreiben ihrem Wesen nach fremd ist. Der Buchhandel profitiert hierbei von der *ethnologischen* Neugier der Leser.“⁸ Ist dies partiell übertragbar auf vergleichbare Autobiografien und autobiografische Sachbücher behinderter Autorinnen und Auto-

ren? Hier besteht eine Abhängigkeit vom Status und dem Ansehen der behinderten Personen, die das auch in ihren Texten und Erzählungen zum Ausdruck bringen.

Wenig berücksichtigt habe ich autobiografische Erzählungen oder Romane, z. B. Benjamin Lebert: „Crazy“ (1999) oder andere, die man durchaus mehr hätte hinzunehmen können. Mein Schwerpunkt lag auf dem traditionellen Aspekt, der bei einer Autobiografie von einer Haltung und Schreibweise ausgeht, die sich auf reale, also nicht fiktive Vorkommnisse und Schilderungen beziehen. Auch nicht berücksichtigt wurden Sammelbände wie z. B. „Lebensgeschichten behinderter Menschen“, herausgegeben von Norbert Huber (1995) oder „Anderssein. Lebensläufe außerhalb der Norm“ (1982) von Raimund Hoghe, obwohl diese letztere Sammlung sozusagen als Spiegelung der eigenen Lebenssituation des Herausgebers aufgefasst werden könnte. Ebenso nicht einbezogen habe ich Biografien, die durchaus Autobiografisches und autobiografisch Sachbuchgemäßes enthalten, z. B. meine durch Gespräche entstandene Biografie des blinden Journalisten Keyvan Dahesch (2013) oder das ähnlich aufgebaute Buch zu „Bauernleben. Die unglaubliche Geschichte des Wisi Zraggen“ (2016). Nicht zur Debatte standen biografische Texte oder Bücher über behinderte Menschen, auch wenn sie von deren Müttern, Vätern oder Geschwistern stammen. Autobiografisches Sachbuch heißt im Übrigen, dass damit in erster Linie eher persönliche Essays gemeint sind, aufgrund einer Existenz mit Behinderung, ähnlich wie essayistische Textpassagen, die Formulierung von Ratschlägen oder sachliche, lexikalische Informationen, die gelegentlich in den Anhängen der Autobiografien zu finden sind.

Ich beginne die (allerdings unvollständige, beschreibende) Inventarisierung und die Erscheinungsformen der Autobiografien und der autobiografischen Sachbücher in Teil II mit den Paratexten und einer tabellarischen Darstellung. Charakterisiert werden dabei Titel und Untertitel der Autobiografien seit dem Jahr 2002 und verschiedene mögliche Gliederungen nach bestimmten Ge-

sichtspunkten wie Alter, Geschlecht, Behinderung, Verlag o.Ä. Teil III präsentiert 55 Autobiografien seit 1950 in Kurzrezensionen, hauptsächlich thematisch orientiert am „Phänomen und Faktum der Behinderung“.⁹ Dabei wird davon ausgegangen, dass die Behinderung aufgrund ihrer komplexen Wechselbeziehungen wissenschaftlich betrachtet kaum eindeutig zu definieren ist, während sie im Alltagsverständnis unverkennbar scheint: Jemand sitzt wegen unbeweglicher Beine im Rollstuhl; jemand sieht nichts oder hört schlecht. Im vierten Teil finden sich ausgewählte längere Positionen zu bestimmten Leitworten wie *Reflexivität*, *Alltag*, *Intensität* in Bezug auf Emotionalität, Resilienz oder Verletzlichkeit. Der theoretische Rahmen wird in Teil V vorgestellt und die Problematik und Vitalität der „verkörperten Ambivalenz“ an ausgewählten Autobiografien und einzelnen Ansichten kommentiert.

Der Ausdruck und die Möglichkeit mit einer bestimmten Gattung, der Autobiografie, und einer Person mit Behinderung, die den Lebensbericht verfasst, im Zusammenhang der kulturgeschichtlichen Entwicklung und der individuellen Bedeutung, der Inklusion, der Heterogenität, des sozialen Klimas, die dabei zur Sprache kommen, ergeben eine besondere Auseinandersetzung. Das Besondere bedeutet eine gesteigerte Aufmerksamkeit. Die Sammlung und Übersicht der Autobiografien seit 1950 verschafft eine Orientierungshilfe und ermöglicht die Einordnung einer in der Tendenz in den letzten Jahren zunehmenden Produktion und attraktiven Veröffentlichungsform. Auch wenn von den Autorinnen und Autoren mit Behinderung und der Thematisierung der Behinderung die Rede ist, gewissermaßen im Sinn einer hypothetischen Gruppe oder sachlichen Konformität, gibt es keine Homogenität. Was vorhanden ist, sind vergleichbare Ansätze, Umgangsweisen, Situationen hinsichtlich der kreativen Befähigung durch Erzählen, Schreiben und Repräsentieren.

Teil II

Überlegungen zur Auswahl: Paratext, Sinnbild, Tabelle

Die Auswahl der Autobiografien und autobiografisch orientierten Sachbücher seit 1950 hat einen repräsentativen Anspruch. Dabei kommt es mir nicht auf die Quantität (die 55 Bücher) an, sondern auf die in ihnen vertretene Position. Ich bevorzuge das Beispielhafte, nicht die Vollständigkeit. Das Exemplarische ist vom Stil und Ausdruck her durchaus sehr unterschiedlich, aber kennzeichnend für einen bestimmten inhaltlichen emphatischen, emotionalen oder rationalen Bereich wie Popularität oder Intellektualität, wie Individualität oder Interpretation des Lebens.

Es sind die Begleitumstände, die die Aufmerksamkeit auf die Autobiografien lenken. Zum „Beiwerk des Buches“¹⁰, sagt der französische Literaturwissenschaftler Gérard Genette, zählen Paratexte, sie gehören nicht zum Manuskript der Autobiografie, sondern sie bestimmen dessen Rahmen. Es handelt sich um die Vorankündigung, um Verlag, Verlagsort und Erscheinungsjahr, um Zitate oder Mottos, um das Vorwort oder um Widmungen, um Danksagungen, um Anmerkungen, um den Klappentext oder den Text auf der Umschlagrückseite, um den Untertitel, um die Titelgestaltung (mit fotografischen Porträts) und auch um die Formulierung des Titels. Mindestens einen dieser Paratexte, die meistens nicht von der Autorin oder vom Autor stammen, sondern vom Verlag, überfliegt man, bevor man das Buch in die Hand nimmt, kauft und es schließlich liest.

Die zusätzlichen Texte versuchen selbstverständlich die Autobiografie als beispielhaft darzustellen und auf den Umkreis, die

Adressaten, das Publikum, einzuwirken. Sie enthalten nicht nur grundlegende und zusammenfassende *Informationen* zum Leben der Autorin oder des Autors, sie machen manchmal implizit auch ihren Einfluss geltend hinsichtlich der *Interpretation* des Inhalts der Autobiografie oder des autobiografischen Sachbuchs. Übertreibt die Interpretation, kann es sein, dass der Paratext zu viel verspricht und der inhaltlichen Ausführung entgegensteht.

Aufgrund der erwähnten Einführung der Disability Studies in Deutschland 2001 und der im selben Jahr von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) beschlossenen „Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“ (ICF), die Behinderung in den Zusammenhang von Befähigung, Aktivität und Partizipation stellt, beschränke ich mich in diesem Kapitel auf Überlegungen zu 29 Autobiografien, die in deutschsprachigen Verlagen seit 2002 erschienen sind (darunter zwei Übersetzungen aus dem Französischen und vier aus dem Englischen). An dieser Auswahl lässt sich tendenziell ein fachlicher und literarischer, ein konkreter und kreativer Zusammenhang belegen. Denn wenige Jahre später tritt das „Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ (2006, auch „UN-Behindertenrechtskonvention“ genannt) in Kraft, in dem Anerkennung und Autonomie zu den Leitbegriffen gehören und in dem das „künstlerische und intellektuelle Potenzial“ behinderter Menschen als „Bereicherung der Gesellschaft“ postuliert wird. Eine entsprechende inhaltliche Bezugnahme findet sich in vielen Autobiografien der behinderten Autorinnen und Autoren.

Die Autobiografien und autobiografischen Sachbücher erscheinen sowohl in großen bekannten Verlagshäusern wie Rowohlt, Fischer, Hanser Berlin, Scherz, Ullstein u. a. als auch in kleineren Verlagen oder gar im Selbstverlag. Die Bücher behinderter Autorinnen und Autoren sind verlegerisch zumeist, aus welchen Gründen auch immer, ein einmaliges Ereignis über Jahre, d. h., es finden sich keine thematischen Reihen oder entsprechende Programme. Einige Autobiografien wurden mit einem Vorwort eines Promi-

nenten publiziert. Es gibt auch wenige Autorinnen und Autoren, die berühmt und bekannt sind oder mit ihrer Autobiografie Aufsehen erregten, die anderen bleiben überwiegend auf ihr soziales Umfeld oder einen Fachbereich begrenzt.

Mehr als ein Drittel der 29 hier ausgewählten Bücher nennen auf dem Titel oder Innentitel eine Mitarbeiterin und/oder einen Mitarbeiter, zählen also zu den „kollaborativen Autobiografien“. Auch wenn angegeben wird: „Aufgezeichnet von ...“, was darauf hindeutet, dass der Text auf einer mündlichen Vorlage beruht, handelt es sich meines Erachtens dennoch um autobiografische Ausdruckweisen, nicht nur der Ich-Form wegen, sondern auch aufgrund der Schilderung der chronologischen oder persönlich hervorgehobenen Lebenssituationen.

Das Verhältnis von Frauen und Männern, die eine Autobiografie oder ein autobiografisches Sachbuch geschrieben haben, liegt bei meiner Auswahl von 55 Werken bei 42 Männern zu 14 Frauen. (Ein Buch habe ich dabei doppelt gezählt, dasjenige, das die Geschwister Ortrun und Erhard Schott¹¹ zusammen publizierten.) Bei den Veröffentlichungen seit 2002 liegt das Verhältnis bei zwanzig zu neun und stellt sich damit ein wenig ausgeglichener in Bezug auf die männliche Dominanz dar. Die Mehrzahl der Autorinnen und Autoren hat ihre Texte in vergleichsweise jungen bzw. mittleren Jahren, um die vierzig, geschrieben und publiziert, die Geburtsjahrgänge liegen also etwa zwischen 1960 und 1980. Einige wenige sind früh gestorben.

Wollte man die Autobiografien gliedern nach Behinderungsformen der Autorinnen und Autoren – was nach der UN-Behindertenrechtskonvention eine nicht mehr in die Zeit passende Klassifizierung wäre –, resultierte eine Überrepräsentation von körperlichen Behinderungen wie zerebrale Kinderlähmung, zerebrale Lähmung/spastische Behinderung, Kleinwuchs, im Kontext von Contergan oder einer Querschnittlähmung. Auffallend ist die beträchtliche Präsenz des Rollstuhls in den Titelbildern. Diese Art Gliederung ergäbe einige Überschneidungen: Sind Blindheit oder

Gehörlosigkeit auch körperliche Behinderungen? Oder äußern sich Autismus und geistige/kognitive Behinderung nicht auch körperlich? Und wie steht es mit der Unterscheidung von Behinderung von Geburt an oder durch Unfall?

Einige wenige Autobiografien stellen ein Motto voran. „Selbst eine schwere Tür hat nur einen kleinen Schlüssel nötig.“ (Charles Dickens) Dieses Motto benutzt Sarah Neef, um ihren Eltern zu danken, die ihr „alle Türen geöffnet“ und ihr „die Weisheit gegeben“ hätten, „nicht die schwere, geschlossene Tür, sondern das Schlüsselloch und den Schlüssel zu sehen.“ Gregor Loevenichs Mottos beziehen sich auf „das Leben“, dabei zitiert er sich selbst, seinen Opa, seinen Vater, seine Schwester und Goethe: „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zu recht./Wer sich nichts selbst befiehlt, bleibt immer Knecht.“ Goethes „Dichtung und Wahrheit“ (1811–14) gilt bis heute als *der* paradigmatische autobiografische Bericht.¹²

Matthias Berg zitiert als Motto die 3. Strophe des „Abendlieds“ von Matthias Claudius: „Seht ihr den Mond dort stehen?/Er ist nur halb zu sehen/und ist doch rund und schön./So sind wohl manche Sachen,/die wir getrost belachen,/weil unsre Augen sie nicht sehn.“ Der Satz „Nichts wird uns aufhalten. Alles ist möglich.“ des ehemaligen US-amerikanischen Präsidenten Bill Clinton von 1994 wurde zum „Wahlspruch für mein Leben“, schreibt Pamela Pabst.¹³ Sie widmet ihr Buch „allen Menschen, die mich lieben und unterstützen“. Widmungen und Danksagungen richten die Mehrzahl der Autorinnen und Autoren an ihre Eltern und Freunde.

Titel, Untertitel, Klappentext und Text auf der Umschlagrückseite

Von den 29 in diesem Kapitel besprochenen Büchern führen zehn im Titel, Untertitel oder Klappentext die Bezeichnung „Autobiografie“ direkt an, achtzehn haben den Begriff „Leben“ im Titel, Untertitel oder Klappentext im konkreten Sinn eines „außergewöhn-

lichen Lebensberichts“ oder als einem „herausfordernden Leben“, einem „Leben aus der Rollstuhlperspektive“, einem „zweiten Leben“, der „Lebensfreude“, dem „erfüllten Leben“ oder in Formulierungen wie: „Mit Downsyndrom mitten im Leben“, „Ich habe mein Leben gemeistert“ und „Ich habe mein Leben schon früh in die Hand nehmen müssen“. Leben ist eines der „gebräuchlichsten Wörter“, wie schon John Locke (1690) bemerkt und hinzufügt, dass man es als Beleidigung empfinde, wenn man danach gefragt werde, was man darunter verstehe.¹⁴ Ist das Leben im Allgemeinen oder, naheliegender, das eigene Leben gemeint? Geht es um die Begrenztheit oder die Reichweite der Lebensbeschreibung, um das Leben vor oder nach einem Einschnitt oder einer markanten Erfahrung?

Neben „Tagebuch“ – einmal – ist der Begriff „Weg“ bzw. „Lebensweg“, der dreimal genannt wird, eine weitere autobiografische Charakterisierung, z. B. in „Eine blinde Strafverteidigerin geht ihren Weg“ oder „Mein Weg zum Tänzer auf Krücken“. Die „Weg“-Metapher zeigt deutlich ein Grundprinzip des autobiografischen Schreibens an, das Entwicklungen, Übergänge und Entscheidungen existenziell beinhaltet.

Ein besonderes Kennzeichen der meisten Autobiografien behinderter Autorinnen und Autoren, so meine Hypothese, ist der inhaltliche Bezug bzw. der Referenzcode zur Emanzipation der Person von ihren Abhängigkeiten. Dementsprechend ergibt sich auch eine Beziehung zur Behindertenbewegung und eine Abgrenzung bzw. Ambivalenz von Normalisierungen, die sich z. B. in Untertiteln wie „Mehr Kraft, mehr Gelassenheit, mehr Leben“ oder „Wie ich mir die Welt der Hörenden eroberte“ sowie in Klappentexten wie „Sich in der Gesellschaft von Nichtbehinderten durchsetzen“, „Ohne jedes Selbstmitleid“ oder „In einer anderen Welt“ ausdrücken. Dies im Sinn des Projekts der *Selbstdarstellung*.

Die *aufklärende* und *beispielhafte* Neigung kommt zum Zug in Paratexten wie „Geschrieben, um anderen Menschen, vor allem auch denen, die nicht behindert sind, ein Bild davon zu vermitteln,

wie er mit seiner Behinderung die Welt wahrnimmt“, „Um anderen Menschen in einer ähnlichen Situation zu helfen, verfasste er dieses Buch“ oder „Ich hoffe, dass es [das Buch] vielen Betroffenen hilft. Und allen Lesern Mut macht, an das Leben zu glauben“.

Abgesehen von einzelnen wenigen Untertiteln werden vor allem in den Klappentexten stets konkret die Behinderung und entsprechende Hilfsmittel genannt und hervorgehoben. Die Haupttitel hingegen vermeiden meistens den direkten Bezug zu einer Behinderung, sie negieren ihn sogar, z. B. in Titeln wie „Ich lass mich nicht behindern“ oder „Ich sehe das, was ihr nicht seht“. Und sie lenken von dem Bezug zu einer Behinderung ab mit einem gewissermaßen exotischen Titel wie „Auch Schildkröten brauchen Flügel!“, „Der Geschmack von Blau“, „Dachdecker wollte ich eh nicht werden“, „Kreiselverkehr“ oder „Mein Dämon ist ein Stubenhocker“. Die Haupttitel sind positiv konnotiert mit Begriffen wie „Freude“ oder „Glück“ oder durch Formulierungen wie „Am liebsten bin ich Hamlet“, „Im Rhythmus der Stille“, „Autobiografie einer Optimistin“ oder „Alles ist möglich“. Manchmal sind Titel scheinbar schlichte Feststellungen: „Mein Leben und ich“, „Mein Leben ohne Limits“ oder „Mein Leben ist wertvoll“.

Titel wie „Ich schlag mich schon durch“, „Das Glück geht nicht zu Fuß. Wie mein Leben ins Rollen kam“ oder „Taubenuss“ gehen von einem zu widerlegenden Vorurteil oder einer bestimmten Vorstellung von Behinderung aus, die durch Schlagworte oder Gleichnishafte in Anlehnung an Sprichwörtliches irritieren sollen. Ein Schlagzeuger ohne ausgebildete Arme scheint angeblich so undenkbar wie eine schwerhörige Person, die intelligent ist, und wer im Rollstuhl sitzt, wird gewöhnlich als an diesen „gefesselt“ betrachtet. Diese Titel operieren mit der Doppeldeutigkeit des Begriffs der Behinderung und der Vorannahme, dass Behinderung als Fehler oder Herausforderung aufzufassen sei. Diese Titel sind mehrperspektivisch. Sie haben auf den ersten Blick keinen direkten inhaltlichen Bezug, sondern operieren mit weitreichenden Sinnbildern.